

Nr. 228. Bromberg, den 5. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Alles baut, verschönert, repariert. Nur der „Blaue Ochse" nicht.

Der Nußbaum verdeckt ihn ja zum größten Teil, auch ist die Fassade ja noch gut, der Anstrich tadellos erhalten.

Aber die Stadt ärgert sich doch.

Eines Tages wird der Ochsenwirt aufs Rathaus gebeten.

Bürgermeister Justus Kirsch empfängt ihn und versucht, ihn auf liebenswürdige Weise zu nehmen.

Aber Peter Lenz ist hellhörig.

Justus Kirsch spricht von der Entwicklung der Stadt, von Opfern, die gebracht werden müssen, um Pulkenau bekannt und berühmt zu machen, und kommt zum Schluß auf das Einrücken zu sprechen.

„Ausgeschlossen!" sagt Peter Lenz.

„Herr Lenz... sagen Sie das nicht! Wir wollen im guten mit Ihnen auseinander kommen. Ich verstehe, daß Sie am Erbe der Väter hängen, aber Sie dürfen sich doch den Anforderungen der neuen Zeit nicht verschließen."

„Die streite ich ab!"

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Lenz, daß die Stadt das Recht hat, Sie gegen angemessene Entschädigung zu enteignen."

„Das Recht hat sie, wenn nachgewiesen werden kann, daß die Lebensbedürfnisse der Stadt die Beseitigung meines Grundstückes erfordern. Den Nachweis sollen Sie erst einmal erbringen!"

„Den werden wir erbringen! Unser Marktplatz ist zu klein und kann den Anforderungen, die gestellt werden, nicht mehr entsprechen! Wir brauchen den Platz für die parkenden Autos!"

„Die mögen erst einmal kommen! Und wenn sie da sind, dann ist der Johannisplatz so groß, daß dort 200 Wagen untergebracht werden können."

„Der Platz liegt abseits! Nehmen Sie doch Vernunft an, Herr Lenz! Verschließen Sie sich doch nicht den Anforderungen der neuen Zeit."

„Das tue ich nicht, Herr Bürgermeister, aber... es muß alles vernunftgemäß vor sich gehen. Unser Pulkenau ist für alles geeignet, nur nicht für ein Bad. Es war ein Unsinn, den ganzen Zauber zu machen. Was haben wir denn für Schönheiten? Unser kleiner, netter Teich! Du lieber Gott, was ist er schon! Unsere kleine Ackerbürgerstadt und Kurort! Da gibt's im Deutschen Reiche Tausende von Orten, die besser geeignet sind."

Justus Kirsch wird gereizt.

„Das verstehen Sie nicht, Herr Lenz! Wenn eine Kapazität wie Graf Ugo von Bossewitz seine Kräfte in den Dienst Pulkenaus stellt, dann ist daraus wohl ersichtlich, daß wir den rechten Weg beschritten haben."

„Dieser Weg wird Pulkenau in Schulden bringen und weiter nichts. Man kann aus einer Henne keinen Goldfasan machen, Herr Bürgermeister."

Der Streit nahm heftigere Formen an, Kirsch wurde immer aufgeregter, je ruhiger Peter Lenz sich gab.

Er schlug auf den Tisch.

„Gut... wenn Sie nicht wollen, dann werden wir Sie enteignen!"

„Probieren Sie es, ich lasse es mir nicht bieten!"

„Das wollen wir sehen!"

Dunkelrot war des Bürgermeisters Gesicht geworden.

*

Peter spricht mit Rudi und erzählt ihm alles ausführlich.

„Das lassen wir uns unter keinen Umständen gefallen!" stimmt ihm Rudi zu.

„Klar, mein Junge!"

„Übrigens, Vater... es ist ein Brief von Oberlehrer Schwarze gekommen. Er hat es durchgesetzt, daß sich die vereinigten Heimatvereine zu einer Tagung hier treffen. Als Lokal will man den „Ochsen" nehmen."

Peter strahlt über das ganze Gesicht.

„Das ist fein! Wann wollen sie kommen?"

„Am 20. Juni, Vater!"

„Schön, mein Junge! Jetzt wollen wir eine tüchtige Reklame für die Tagung entfalten! Du bist doch ein gewitzter Kopf. Arbeite ein bißchen ein Programm aus. Wir müssen den Leuten was bieten!"

„Mache ich, Vater! Wollen mal Pulkenau zeigen, daß wir im „Ochsen" keine Ochsen sind!"

„Richtig, sehr richtig! Du, sprich mit Onkel Otto, der muß uns helfen, muß was Besonderes bieten. Der kann doch so allerlei."

„Sicher, Vater! Ich werde mal überlegen, und heute Abend setze ich dir mein Programm auseinander."

„Gemacht!"

*

Es findet eine stürmische Stadtverordnetensitzung statt.

Justus Kirsch spricht über die Enteignung, und die Stadtverordneten stimmen bei zwei Stimmen Enthaltung dafür.

Justus Kirsch liest die Paragraphen des Städterechtes vor und leitet aus ihnen das Recht zur Enteignung her.

Am nächsten Tag erhält Peter Lenz die Mitteilung vom Stadtrat, daß sein Grundstück enteignet sei und daß ihm ein Betrag von 60 000 Mark dafür ausgezahlt werde. Er habe bis zum 20. Juni zu räumen. Man sei bereit, ihm für eine neuzuerrichtende Wirtschaft, 10 Meter zurück, die Konzession zu geben und ihm den Grund und Boden billig zur Verfügung zu stellen.

Peter Lenz bleibt ganz ruhig.

„20. Juni... hm... das wäre gerade der Tag, da der Heimatschutz-Tag bei uns ist!"

„Jawoll, Vater!"

„Denn sollen sie man kommen! Aber ich will doch mal rüber zu unserem alten Justizrat springen und den mal fragen, was ich machen muß."

„Das wird gescheit sein!"

*

Nach acht Tagen Aufenthalt spannt der Neffe Theodor auch den Onkel Otto mit zum Arbeiten an.

„Ein bißchen auf dem Bau soll er helfen!"

Onkel nickt gutmütig, zieht die dreckige Kluft an und tritt an. Das bißchen Helfen entpuppt sich als schwerste Arbeit. Er soll Steine tragen, Sand usw.

Theodor hat den Polier entsprechend unterrichtet und zieht vor, sich zu verduften.

Der Polier kratzt sich hinterm Ohr.

„Det paßt mich nich, Orje!" sagt er zu einem Maurer. Der alte Onkel vom Chef, der doch jut und jerne mitte 60 ist, der soll die schwere Arbeet machen!"

„Ja, der Alte hat's gesagt, Karl!"

„Det jeht aber nicht! Ick werd' mit ihm mal reden!"

Er geht zu Otto und erzählt ihm, was er arbeiten soll. Onkel lacht und schüttelt den Kopf.

„Ein bißchen helfen, hat mein Neffe gesagt!"

„Ja, ja, was ein bißchen bei dem Chef ist, det wissen wir schon, Herr . . .!"

„Otto! Nennen Sie mich ruhig Otto!"

„Na, schöneken... also Otto, was machen wir denn da? Steine tragen... ausjeschlossen, da liegen Sie in een Tag uff die Nase. Wissen Sie wat, Otto, Sie rühren Kalk in, det werden Sie doch könn'n?"

„Ich kann alles! Ich maure sogar!"

„Lotrecht?"

„Das will ich nicht beschwören!"

„Na, denn bleiben wir lieber bei dem Kalkeinrühren."

Also rührte Onkel Otto Kalk ein und holte Frühstück zusammen. Das tat er mit dem vergnügtesten Gesicht der Welt.

*

Im „Blauen Ochsen" ist Besuch eingetroffen.

Eine Kusine Rudis ist gekommen, Magda Burgemeister, ein großes schlankes Mädel, nicht mehr die allerjüngste, aber ein appetitlicher, bildhübscher Kerl mit hellen, lustigen Augen und dicken braunen Zöpfen.

Vom ersten Augenblick an ist ein prächtiges Verstehen.

Auch Papa Lenz freut sich und fragt: „Hoffentlich bleibst du länger, Mädel!"

„Ja, sehr, sehr lange, wenn ich bei euch nützlich sein kann!"

„Kannst du, soviel du willst! Jetzt geht doch Betrieb bei uns los! Da bist du uns willkommen!"

„Ich mache alles! Ich kann kochen, ich kann auch fein bedienen, Onkel. Ich binde mir eine weiße Schürze um, du sollst mal sehen, daß ich wie die leibhaftige Käthi aus Alt-Heidelberg ausschaue."

„Haha... großartig! Aber einen Erbprinzen kann ich dir nicht schaffen, Mädel!"

„Ich bin nicht für das Feudale, Onkel! Lustige Menschen mag ich gern!"

„Dann geht es dir wie mir!"

Magda bindet sich tatsächlich die weiße Schürze um und sie ist noch nicht zwei Stunden da, da schleppt sie schon das erste Glas Bier.

Sie zwinkert Rudi am Büfett zu und sagt: „Na, wie geht's, Vetter?"

„Prächtig! Wir werden uns bald vor Gästen nicht retten können!"

„Na, na, kein Neid! Und aufziehen lasse ich mich nicht!"

„Aber Kusinchen! Ich denke ja gar nicht dran. Ich freue mich, daß jetzt noch ein bißchen mehr Betrieb in den „Ochsen" kommt."

„Und ob! Wir wollen schon für Betrieb sorgen, Rudi! Da bin ich dabei!"

*

Dixi ist traurig. Sie hat sich geärgert, denn sie hat das Eintreffen der Verwandten, die herzliche Begrüßung durch Rudi, gesehen.

Ihre kleinen Hände ballen sich zu Fäusten.

Sie ärgert sich maßlos. Ihr ist die Trennung von Rudi doch nicht ganz leicht gefallen. Er aber... ach, ihn scheint's gar nicht getroffen zu haben.

Wo sie einmal zusammenstoßen, da zanken sie sich. Er scheint förmlich eine Freude zu spüren, sie zu ärgern, sie fühlen zu lassen: Du gehst mich gar nichts mehr an! Schau, wie leicht ich's nehme!

Und diese Mißachtung ihrer Person, die kränkt sie namenlos.

„Was machst du für ein trauriges Gesicht, Dixi?"

Dixi fährt herum und sieht den Vater vor sich.

„Ich...? Ich mache doch kein trauriges Gesicht!"

Frank setzt sich neben die Tochter.

„Was sagst du zu dem ganzen Zauber?"

„Ach, du meinst, was in Pulkenau vor sich geht?"

„Ja!"

„Man redet Wunderdinge von der Tüchtigkeit des Grafen Ugo. Und... unsere Zimmer sind für die beiden nächsten Monate schon bestellt und bei den anderen ist es nicht viel anders. Da muß er wohl ganz tüchtig sein?"

„Zu tüchtig, mein Kind!"

„Wie meinst du das, Papa?"

„Ich meine . . . um Pulkenaus bescheidener Schönheiten willen kommt doch nicht das feudale Publikum nach Pulkenau und um unserer schönen Augen willen auch nicht."

„Das schon!"

„Es ist etwas anderes, was lockt! Ich ahne, was man vor hat. Man will aus Pulkenau ein Spielernest machen. Hier kann man ungestört den Leidenschaften frönen. Von unserer Polizei ist kaum Schwierigkeit zu erwarten. Mit Ekarté geht's los und mit Roulette hört's auf."

Dixi nickt ihm nachdenklich zu.

„Du kannst recht haben, Vater... aber was können wir dagegen tun?"

„Nichts! Ich weiß es! Ich... Gott, was bin ich denn ... der Mann meiner Frau, die das Recht, das ich ihr einst sinnlos einräumte, weidlich ausnützt. Ich komme mir hier so überflüssig vor. Onkel Otto hat schon recht! Hampelmann!"

„Aber Papa!"

„Ja, mein Kind, ich bin ein bißchen anders geworden, ein wenig vernünftiger... und... meine ehrliche Gesinnung ist wiedergekommen. Mutter hatte sie mir ja beinahe ganz genommen. Glaubst du, daß ich mich vor Onkel Otto schäme?"

„Ich glaube es, Vater!" spricht Dixi leise.

„Ich habe immer Angst, daß er mir in den Weg laufen kann, und dann kann ich ihn nicht mehr ansehen, so schäme ich mich. Ich muß immer daran denken: alles was wir hier haben, fast alles, das danken wir ihm und jetzt... wo er selber ein armer Teufel ist... da möchten wir am liebsten, daß er verreckt wäre. Es ist nicht auszuhalten!"

Dixi spürt, wie er leidet, und es tut ihr im Herzen weh.

„Kannst du nicht mit dem Onkel zu einer Einigung kommen?"

„Wie soll ich's tun? Ich besitze nichts. Alles gehört der Mutter. Ich bange jeden Tag, daß er mir den Zahlungsbefehl zustellt."

Es ist schade, daß Onkel Otto den Mann nicht sprechen hört, er würde seine Freude an ihm haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brückenfahrt.

Skizze von Jochen Klepper-Berlin.

Die große Schauspielerin hatte im Rahmen ihrer Amerikarundreise ihr Gastspiel in Cincinnati beendet. Nach vier Vorstellungen fuhr sie sehr spät in der Nacht in ihrem aus drei Wagen bestehenden Sonderzuge weiter nach New Orleans. Sofort, nachdem sie sich in ihrem Abteil eingerichtet hatte, schlief sie ein — tief und traumlos.

Ein Klopfen ließ sie in die Höhe fahren. Ihr Sekretär trat ein und schloß die Tür äußerst behutsam hinter sich: „Das Wasser", flüsterte er, „ist durch den zwölftägigen unaufhörlichen Regen in dieser Gegend so hoch gestiegen, daß die Schiffsbrücke über der Bucht von Saint Louis einzustürzen droht."

„Wenn wir umkehren", vergewisserte sich die Targis, „sitzen wir tagelang abgeschnitten? Und zurück in den Schnee? O nein, nein! Nur Sonne, nur Sonne! Aber warum gibt es denn keine andere Lösung? Was sollen wir tun?"

„Die Sache liegt so", sprach der Sekretär immer noch sehr leise weiter, „der Lokomotivführer will sehen, daß er noch hinüberkommt; aber er ist erst seit kurzem verheiratet und kann die Fahrt nur wagen, wenn Sie ihm 2500 Dollar zahlen, die er sofort nach Mobile schicken wird, wo sein Vater und seine Frau wohnen. Wenn wir glücklich auf die

andere Seite gelangen, zahlt er das Geld zurück, wenn nicht, bleibt es seiner Familie."

„Ja, ja, geben Sie ihm das Geld und dann schnell hinüber!" begeisterte sich die Schauspielerin für die Kühnheit des Lokomotivführers. Sie zweifelte keinen Augenblick an dem Gelingen der verbrecherischen Tollheit. Sie kannte ihren guten Stern.

Der Lokomotivführer erhielt sein Geld und wollte es von der nächsten Station unverzüglich nach Mobile senden. Er nahm kurzen Aufenthalt. Die Targis hatte ein ausgesprochenes Bedürfnis, den Mann zu sehen und zu sprechen, der mit ihr ein so verwegenes Spiel wagen wollte. In dem trüben Lichte einer einzigen matten Lampe stand sie neben dem Schalter, an dem der Lokomotivführer sein Geld einzahlen wollte. Die Schauspielerin griff in die Verhandlungen ein und gab ein erhebliches Trinkgeld, damit man das Geld um die ungewöhnliche Stunde zum nächst größeren Postamt schaffen und sofort wegsenden lasse. Der Lokomotivführer verbeugte sich bescheiden, ohne die Frau zu beachten. Das befremdete die Targis. Aber zugleich machte sie sich klar, daß er sie schon unzählige Male gesehen haben mußte, nur für sie war der große dunkle, ernste und sehr schöne Mann neu ins Blickfeld getreten. „Ich möchte die Fahrt bei Ihnen mitmachen", bat sie. Aber er wehrte nur mit einer Handbewegung ab: „Ich tue genug Unvorschriftsmäßiges mit dem, was wir vorhaben, gnädige Frau. Alles, was darüber hinaus geht, ist mir ganz unmöglich. Bitte, gehen Sie in Ihren Wagen zurück! Wir fahren ab."

Plötzlich war die Targis nur noch von der bald beruhigenden, bald erregenden Empfindung erfüllt, noch auf festem Boden zu stehen, neben dem Zuge, der für sie etwas von einem Fabeltier bekommen hatte, das zum Sprung über einen gewaltigen Abgrund ansetzte. Sie blickte die Wagen entlang und vergewisserte sich, daß sämtliche Fenster außer in ihrem Abteil verhängt und dunkel waren. In dem Augenblick, als sie die Räder in Bewegung kommen und die Wagen anrücken fühlte, trat ihr die ungeheure Verantwortung, die sie auf sich genommen hatte, vor Augen. Nur weil ein Wagnis sie lockte, setzte sie zweiunddreißig Menschenleben aufs Spiel, ohne die Mitfahrenden um ihre Zustimmung gefragt zu haben. Der mit ungeheurer Geschwindigkeit abgelassene Zug rollte schon über die Schiffsbrücke; die tragende, gleichmäßige Bewegung der Wagen ging in ein scharfes Gleiten über; das einschläfernde Geräusch ruhigen Fahrens in weiter Ebene, auf festgefügten Schienen wandelte sich in einen harten und hohlen Widerhall von den Brückenbogen her.

Die Targis ließ beide Fenster herab, um hin und her laufen und von dem einen zum anderen sehen zu können. Die Brücke schaukelte und senkte sich wie eine Hängematte unter der schwindelnden Eile der Fahrt. Der Schauspielerin war, als müsse es so sein, als läge nichts Besonderes vor, als dürfte sie sogar noch Steigerungen erwarten. Nur die Geräusche beunruhigten sie: das hohle Dröhnen, ein langgezogenes Kreischen der Achsen, ein unvermutetes Poltern. In der Mitte der Brücke sank der Zug so tief ein, daß die Targis gegen ihr Bett taumelte. Ihre Fassung, ihre Spannung versagte. Sie fühlte sich beleidigt und Brutalitäten ausgesetzt, sah sich einer Schonungslosigkeit preisgegeben, die ihre angegriffene, sorgsam umhütete Gesundheit nicht aushielt.

Es dämmerte über dem Fluß. Im trüben, graugelben Hochwasser riß er Äste, Latten, Gestrüpp in seiner Strömung mit. Dort, wo die aufgewühlten Ufer liegen mochten, hoben sich gurgelnde Trichter im Wasserlauf auf, erst weiterhin ragten kahle Baumkronen aus den Wasserwirbeln. Sie hockte sich an das Fußende ihres Bettes neben die Tür und blickte krampfhaft und angstvoll auf den Gang hinaus. Ihr Sekretär, der alles wußte, was vorging, mußte doch zu ihr kommen!

Der Zug legte sich so heftig zur Seite, daß die Frau gegen das Fenster geschleudert wurde. Ein Beben lief von den Schienen her durch den Wagen, die Lampe flackerte beängstigend, dann glitt der Zug wieder mit betäubender und trügerischer Ruhe hin, eins geworden mit der langen Brücke, zitternd und schwebend mit ihr. In diesem Augenblick einer leichten Entrücktheit dachte Josta Targis nur an ein geliebtes, junges Haupt und seine Tränen. In dem Gefühl, das Ende sei nur noch Sekunden entfernt, vermochte sie es nicht zu fassen, daß sie bisher ein anderer Gedanke hatte ausfüllen können. Ein paar Mal schon war die Erinnerung an ihr Kind schmerzhaft aufgezuckt, aber alle in ihrem Unterbewußtsein wirkenden Energien hatten diese Erinnerung fanatisch abgewehrt. Jetzt war sie der Sehnsucht, dem Schmerz, den stummen Selbstanklagen ausgeliefert. Der Glaube an ihren guten Stern war ihr verächtlich. Doch dann konnte sie nicht anders, als sich das Wiedersehen auszumalen. Bis Southampton würde sie sich ihr Kind entgegenbringen lassen — sie sah sich vorn am oberen Promenadendeck ihres Dampfers stehen und Ausschau halten, noch zarter geworden, noch eigenartiger mit den Spuren der neuen Erlebnisse in ihren Zügen — erfolgreicher, berühmter, weil sie neue Töne, neue Gesten und ungeahnte Ausdruckswandlungen gefunden. Alle Zeitungen hatten es geschrieben, eine unübersehbare Menge, begeistert und voll bezaubernder Anmut, erwartete sie bei ihrer Ankunft; aber unter den tausend winkenden Händen am Rande des Quais erkannte sie die kleinen, runden Hände ihres Kindes, die nach dem Schiff zu greifen schienen, ihr neue Tage, neues Leben entgegen reichten.

Der Zug kam allmählich zum Stehen. Er verlangsamte seine Fahrt mehr und mehr, aber es stieg keine mitreißende, befreiende Empfindung in der Targis auf. Eine Faust drückte ihr Herz mit schmerzhaft spürbarem Druck zusammen, in ihren Knien hatte sie ein leeres Gefühl, ihre Hände tasteten nach der Wand vor ihr, sie griff nach oben — es gab keinen Zweifel: Der Zug senkte sich mit der Brücke vornüber. — Sie haßte den Lokomotivführer. Er ließ sie stürzen, stürzen in das aufgewühlte, gelbe Wasser, ließ sie in einem engen Gefängnis ertrinken, von berstenden Eisenträgern und splitternden Planken zerschmettern.

Der Zug glitt in die Tiefe — die Wände des Abteils summten, die Bogen der Brücke rauschten, man hörte das Wasser gurgeln. Die Wagen schoben sich wie in einem Aufbäumen ineinander, die Gegenstände im Abteil stürzten. In all ihrer Abgespanntheit und Erregung fühlte die Targis schweren, traumlosen Schlaf über sich kommen, aber ihre Augen waren weit offen, und sie redete unaufhörlich vor sich hin, Worte, in denen sie während der grauenvollsten Augenblicke die Rettung begriff — —

Der Zug richtete sich wieder empor, er schien sich an etwas Festes anzupressen, in eine Verzahnung einzugreifen, und halb springend, halb rollend kam er auf dem anderen Ufer an. Hart, frohlockend, voller Kraft schlugen seine Räder auf den glatten Schienen einen scharfen Takt — hinter ihm aber war furchtbares Getöse, eine aufschießende und in brausenden Strahlen zurückfallende Wassersäule, Eisenstangen und Pflöcke in sich wirbelnd: Die Brücke war . . . eingestürzt!

Die Targis wurde in New Orleans grenzenlos bewundert, weil sie trotz der überstandenen großen Gefahr und Aufregung abends auftrat. Ihre Truppe war zwar äußerst besorgt um ihren Nervenzustand; aber das berührte die Targis nur wenig. Den Lokomotivführer sprach sie nicht mehr. Sie hatte lediglich angeordnet, daß ihm die volle Summe bleiben müsse, und hielt sich auch bei dieser Selbstverständlichkeit nicht lange auf. Der Mann erklärte nüchtern, er werde das Geld zurück überweisen; er gedenke nun, wo er seiner Familie erhalten geblieben sei, aus einem Akt so harter Pflichterfüllung, wie ihn Frau Targis geleistet habe, keinen Nutzen zu ziehen. Er sei für sie als Mann wie für einen Mann eingestanden.

In den Kritiken der folgenden Jahre fiel der Targis auf, daß fast nie die Rede davon war, wie unheimlich überzeugend sie Wagemut, Willkür, Delirium, Angst, Mütterlichkeit, Lebenslust spielte — daß aber in den bestgeschriebenen Rezensionen die Feststellung wiederkehrte, niemand wisse so zart, so überwältigend Augenblicke der Beschämtheit zu spielen wie diese einzigartige Schauspielerin. Darauf baute sie dann ihren weiteren Spielplan auf.

———————

Der germanische Bauer der Bronzezeit.

Von M. Mühlbradt-Landsberg.

Die germanische Bronzezeit, der Hochstand vorgeschichtlichen germanischen Schaffens, bei der wir eine frühe, mittlere und späte unterscheiden, ist in die Zeit um 2000 bis 800 v. Chr. zu setzen. Wenn auch Zinn und Kupfer vornehmlich durch die Kelten eingeführt wurden, so trägt die germanische Kultur doch eine arteigene Formgebung von solcher Gediegenheit und Vollendung, wie sie kein Volk in seiner Bronzezeit jemals erreicht hat. Seien es Erzeugnisse der Waffenschmiedekunst oder Frauenschmuck, seien es Urnengefäße der Haushaltungsgegenstände, alles ist in einem solchen harmonischen Einklang von Zweck und Erscheinung gehalten, daß man es bis vor kurzem noch für unwahrscheinlich hielt, „solche Kunstwerke den Germanen anzueignen, weil dies der Kulturgeschichte widerstrebt". Ähnlich steht es mit der Feldbestellung, der Siedlung und der Dorfanlage. Lediglich weil die Germanen keine Städte kannten, schalt man sie „Barbaren".

Vorherrschend in der frühen Bronzezeit war der Einzelhof, der auf dem eigenen und unbeschränkten Boden des Siedlers stand. Die Besiedlung zu damaliger Zeit haben wir uns so vorzustellen, daß der Einzelne auf vorgeschobenem Posten sein Viereckhaus aus behauenen Baumstämmen errichtete, den Wald rodete, den Acker bestellte und sein Vieh weidete. Das von ihm urbar gemachte Land war nun sein „rechtes Eigen". Wo Lage und besondere Umstände es ermöglichten oder erforderten, siedelten sich häufig mehrere Germanen mit ihren Familien an gleicher Stelle an. Hier erhielt der Einzelne zum Eigenbesitz und zur Eigenbewirtschaftung ein Stück Land, daneben noch Anteil an unbebautem Ödland, Weide, Wald und Wasser. So entstanden aus dem Einzelhof Haufendörfer, Runddörfer, Walddörfer, Angerdörfer und schließlich Reihen- und Straßendörfer.

Für die Dörfer gilt die gleiche Siedlungseinteilung. Es muß gesagt werden, daß der einzelne Germane den größten Teil seines Bodens selbst bearbeitete und nicht „auf der Bärenhaut lag" und die Frauen und Unfreien arbeiten ließ.

In Einzelhöfen also oder in Dörfern, die fast ausschließlich die Größe der heutigen Dörfer aufwiesen, waren die Germanen ansässig. Zu vergessen ist bei aller Einzelfreiheit nicht, daß die Sippe als Gesamtheit immer entscheidendes Oberhaupt blieb. „Hinter der Besitznahme des zum Eigentum gewordenen Bodens stand die Volksgemeinschaft, die sowohl eine unbeschränkte Häufung von Bodenbesitz in der Hand eines Einzelnen als auch eine rücksichtslose Verfolgung eigener Interessen verhinderte. Im übrigen war der Besitzer einer durch Arbeit gewonnenen Landscholle durchaus Herr auf seinem Boden. Das ging so weit, daß selbst die zinspflichtigen Leibeigenen, die entweder Kriegsgefangene, enteignete Vorbesitzer oder heruntergekommene germanische Bauern waren, selbständig für sich wirtschaften konnten, wenn sie nur die pflichtigen Abgaben entrichteten.

Von dem Acker erhielt jeder eine bestimmte Anzahl von Hufen (eine Hufe etwa 30 Morgen) zur Bebauung. Da die Germanen die Düngerverwertung noch nicht kannten, betrieben sie eine intensive Feld-Graswirtschaft. Ein Stück Land wurde ein oder zwei Jahre bebaut und blieb brach liegen, um später wieder unter den Pflug genommen zu werden. Angebaut wurden Hafer und Roggen (den die Römer erst von den Germanen kennen lernten), ferner Hirse, Gerste und Weizen sowie Erbsen, Bohnen, Linsen, auch Hanf und Flachs, ebenso Rüben und Möhren. Im Garten gab es Obst und Gemüse sowie Gewürz und Heilkräuter aller Art. Der Wald brachte Haselnüsse und Eicheln, Himbeeren und Brombeeren, die Bienen den Honig, der auch zur Bereitung von Malzgetränken verwendet wurde. Haustiere wie Kühe, Ziegen und Schafe wurden schon in vorgeschichtlicher Zeit gehalten und gaben Milch und Käse sowie Wolle zur Herstellung von Kleidungsstücken. Das Spinnrad war den alten Germanen ebenfalls bekannt. Gänse, Tauben, Enten und Hühner bevölkerten bereits den Hof des germanischen Bauern.

Zur Bebauung des Ackers dienten der hölzerne Räderpflug, die Egge und der Wagen, zunächst in Form eines Karrens mit zwei Scheibenrädern, später mit vier Speichenrädern. Das Pferd wurde als Haustier gehalten und fand sowohl bei der Ackerbestellung als auch zur Jagd und für den Krieg Verwendung. Steinreiben, Handmühlen und Backöfen lassen darauf schließen, daß Getreide gemahlen und Brot gebacken, Siebgefäße, daß die Milch zu Käse verarbeitet wurde. Diese Haushaltungsgeräte wie weiterhin Eßgeschirr, Töpfe, Eimer, Bottiche, Fässer, die Ackergeräte, Kleidung, Schmucksachen und Waffen, alles entstand im Haushalt des germanischen Bauern selbst und zeigt nicht nur den praktischen Sinn, sondern auch seine sehr hohe Kunstfertigkeit.

Der germanische Bauer vor vier Jahrtausenden hatte bereits eine hohe Kultur aufzuweisen. Das geistige Leben ist durchaus nicht armselig gewesen.

Frei und sein eigener Herr zu sein, auf dem durch seiner Hände Arbeit geschaffenen Grund und Boden für alles Tun sich voll verantwortlich zu fühlen, das war der Grundzug der germanischen Bauernseele. Neben dieser Liebe zur Heimat hat das germanisch-deutsche Wesen bis auf den heutigen Tag noch einen anderen Grundzug aufzuweisen, den Drang in die Fremde. Aus dieser Sehnsucht nach der Ferne sind die Germanen Kulturpioniere für die ganze Welt geworden.



Auch Nerven senden Strahlen aus.

Die vor nahezu einem Jahrzehnt von dem Russen Gurwitsch entdeckten sogenannten mitogenetischen oder Wachstumsstrahlen lenkten die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf ein ganz neues Gebiet. Diese Strahlen machen sich bekanntlich dadurch erkennbar, daß sie in benachbarten Lebewesen Zellteilungen hervorrufen. Beim Arbeiten auf diesem Gebiete hat man nun neuerdings eine aufsehenerregende Entdeckung gemacht, deren Tragweite sich noch gar nicht absehen läßt. Im Institut für Gehirnforschung in Leningrad stellten nämlich die Ärzte Dr. Wassiljew und Dr. Frank fest, daß auch Nerven Strahlen aussenden. Die Forscher hatten den Riechnerv eines Fisches vorsichtig herauspräpariert und in die Nähe einer Hefekultur gebracht. Bei einer solchen lassen sich nämlich die Zellteilungen und Sprossungen besonders leicht beobachten. Nachdem die Genannten die vermutete, von dem Nerven ausgehende Strahlung zwanzig Minuten lang auf die Hefe hatten einwirken lassen, wurde diese untersucht. Es ergab sich zweifelsfrei, daß die Vermehrung der Zellen um rund die Hälfte stärker gewesen war, als es unter gewöhnlichen Umständen der Fall zu sein pflegt. Das interessante Ergebnis wurde durch entsprechende Kontrollversuche bestätigt, aus denen sich ergab, daß kein anderer „Sender" als eben der Fischnerv als Quelle der geheimnisvollen Strahlen in Frage kommen konnte. Ob wir es bei den Nervenstrahlen mit einer ganz neuen Art zu tun haben, die gleich den mitogenetischen Strahlen Wachstumserscheinungen hervorrufen, oder um eine Abart der letzteren, werden weitere Untersuchungen erst ergeben müssen.



O diese Sprache!

Manchmal hat die Sprache auch unfreiwilligen Humor. Von dem haben nur die wenigsten eine Ahnung.

Der Lehrer fragt: „Wer kann mir ein weibliches Hauptwort nennen?"

Meldet sich die kleine Marie: „Die Hose!"

Der Lehrer: „Und nun ein männliches Hauptwort?"

Meldet sich die kleine Anna: „Der Unterrock!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.